

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **30 (1950-1951)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Das Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen

Wenn ein Forscher wie *Rudolf Bultmann*, bekannt durch seine streng analytische Untersuchung der Quellen, seine reiche Kenntnis der Antike, seine theologische Nutzung der neueren Existenzialphilosophie, es unternimmt, das Urchristentum, dies «komplexe Phänomen», mit seiner geistigen Vorwelt und Umwelt zu vergleichen, so ist er von vornherein unseres gespannten Aufhorchens sicher¹⁾. Wir erwarten von ihm nichts anderes, als daß ihm ausdrücklich das Beachten des menschlichen Existenzverständnisses bei seiner «Interpretation» in den Mittelpunkt rückt. Hier also die Frage nach dem Grundsinn von Mensch, Welt, Zeit, Geschichte und Gottheit. — Schon bei der Beschreibung des alttestamentlichen Erbes hat er hier durch gut gewählte, bedeutsam sprechende Quellenstücke helle Anschauung erzielt. Das gilt aber ebenso für das Judentum, das Griechentum, den Hellenismus. Dadurch wird das Buch auch zum vielfarbigen Lesebuch, bleibt aber dennoch einheitlich ausgerichtet auf Sinndeutung. Immer wieder wird schon in diesen Kapiteln scharfsichtig vergleichend das Urchristentum gegenübergestellt. Der Aufbau des Ganzen ist trefflich gemeistert, eine Wohltat bei der Vielgestalt des Gebotenen. Wahre Glanzstücke sehen wir in der Darstellung des griechischen Denkens und des Hellenismus. Jeder Mitarbeitende wird zumal Dank wissen für Abschnitte wie die über die Stoa und die Gnosis. Die Sprache in ihrer klaren, bündigen, sauberen Formung ist eine Freude (nur «entgeschichtlicht» sollte man nicht einbürgern!). Wir haben auch schriftstellerisch eine Leistung vor uns, der ihr Rang gesichert ist. Das Ganze läßt fruchtbare Arbeitsgemeinschaft merken mit Gelehrten wie Erich Frank, Paul Friedländer und Hans Jonas und zeigt Bultmann, wie notwendig, als Kenner der bisherigen philologischen und religionsgeschichtlichen Arbeit, doch dazu auf ganz neuen Bahnen, zumal durch seine eigene Fragestellung. Das Werk ist derart anregungsreich durch das gesamte Gegenüber des Evangeliums mit Religion und Philosophie der Umwelt, daß es unmöglich ist, in einer kurzen Anzeige dem Scharfsinn und der Sorgfalt gerecht zu werden, mit der dieser Plan durchgeführt wird. Auch wenn man im Deuten und Dolmetschen des christlichen Glaubens, Liebens, Hoffens sich in wesentlichen Punkten anders entscheiden muß und überzeugt ist, daß dies Existenzverständnis von vornherein nicht ausreicht, um für die ganze Weite dieses Verkündens den Rahmen zu sichern, so ist es doch auf alle Fälle wertvoll, daß einmal von dieser eng umzirkelten Bastei aus der Umblick mit sachlichem Ernst vorgenommen wird. Freilich hat der Leser nun ein Recht, zuerst zu fragen, von welcher Grundauffassung her der Verfasser alles schaut und vergleicht. Darum soll sich unsere Besprechung darauf beschränken, diese Position des Denkers herauszustellen.

Schon im Alten Testament, so führt Bultmann aus, ist Gott, zumal bei den Propheten, der ständig Kommende. Seine Jenseitigkeit ist seine Zukünftigkeit. Er kommt auf uns zu, er ist ständig voraus und immer schon da. Er führt die Zukunft herauf, auf die der Mensch zu warten hat, der entscheidend gefragt ist, ob er sie in jeder Hinsicht zu erwarten bereit ist. Diese Transzendenz im Sinne der ständigen Künftigkeit wird im urchristlichen Glauben ebenso radikalisiert wie die Anschauung vom Menschen als dem, der für dies Überweltlich-Zukünftige offen ist. Will der Mensch aus sich selbst leben, so verschließt er sich selber der Zu-

¹⁾ Rudolf Bultmann: Das Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen. Erasmus-Bibliothek, Artemis, Zürich 1949.

kunft. Die Preisgabe an die Gnade Gottes schlechthin bedeutet nichts anderes als die radikale Offenheit für die Zukunft, d. h. das stete Unterwegssein, das kein erreichtes Ziel kennt. Das bestimmt das Wesen der Freiheit des Christen. Er ist freigeworden von allem Gegenwärtigen, Vergehenden und schon Vergangenen, lebt aus der Zukunft und weiß damit die eigene Erfüllung als eine ständig bevorstehende. Wenn Paulus 1. Kor. 13, 13 sagt, daß Glaube, Hoffnung, Liebe *bleibt*, so spricht er damit aus, daß das Gerichtetsein auf Gottes Gnade als ständig bevorstehend bleibe. Er kann sich keine Vollendung denken, in der das Unweltliche einfacher Besitz ist. Die «Offenheit» der christlichen Existenz nimmt also kein Ende. — Damit Ernst machen bedeutet für den Verfasser: die geschichtliche Existenz bejahen. Während das Neue Testament das menschliche Sein als geschichtliches meint, lebt der stoische Weise gleichsam geschichtslos und die Gnosis versteht das Menschsein in den Kategorien naturhaften Seins. Der Glaube aber ist echte geschichtliche Entscheidung in den jeweiligen Begegnungen des Lebens, mitten in der Zeitlichkeit, die zum Wesen des Menschen gehört. Er kommt in seine Gegenwart aus der Vergangenheit, die im Guten und Bösen sein Sein bestimmt, ja die er selber ist. Rühmt er sich des Eigenen, so legt er sich fest auf das Vergangene. Die Gegenwart aber ist Entscheidung vor der stets neuen Zukunft. Freiheit als Geschenk der Gnade empfangen, macht das eigentliche Ich jeweils wirklich, in den Entscheidungen des Tuns und Empfangens. Es ist sonderlich Jesus, der in das Jetzt der Begegnung verweist, der mit seiner Forderung und Gabe vor Gottes Anspruch und vor den Nächsten stellt. Damit ist der Mensch aller weltlichen Sicherheit, allem Verfügbaren entrissen und auch die Zukunft ist für ihn unverfügbar gemacht. Unter «Begegnung» versteht also Bultmann die Offenheit für den jeweils auf uns zukommenden Anspruch Gottes zur Tat und zur Übernahme des Schicksals im Alltag. Während die Stoa alle diese Begegnungen abblendet, sich gegen jedes Schicksal verschließt, emporgeschwungen zum zeitlosen Logos, öffnet sich der Christ den Begegnungen und lebt so nur aus der Zukunft.

Dies stete Vorwärts festzuhalten als eine Art neuer Sinndeutung des Grundzuges der urchristlichen Gemeinde, die sich als «Gemeinde der Endzeit» weiß, ist dem Verfasser um so wichtiger, als er zugleich gerade an dieser Stelle einen entschlossenen Trennungsstrich zieht. Mitten in seiner religionsgeschichtlichen Darstellung markiert er eine kühne Abgrenzung, die seine Gesamthaltung erst verständlich macht. Er lehnt nämlich die jüdische Eschatologie auch in ihrer christlichen Neugestalt völlig ab. Sie sei keine echte Zukunft, weil sie Stillstand der Geschichte erwarte, ein phantastisches Einst, in dem alle Geschichte definitiv ein Ende habe. Auch noch im Neuen Testament werde aus dieser jüdischen Tradition mitgeschleppt: die Erwartung des Weltendes, das Heraufführen eines definitiven Heilszustandes durch eine kosmische Katastrophe, das Hoffnungsbild von der Parusie des Christus, der Totenaufstehung und dem letzten Gericht. Nur der Verfasser des Johannes-evangeliums habe sich davon frei gemacht. Paulus habe sein Neues doch immer noch damit verquickt. Ein abgeschlossener Heilszustand aber sei «nicht vorstellbar». Die Zukunft könne nur aus der Gnade Gottes verstanden werden als das ständige Voraussein Gottes, könne aber nicht adäquat in den Begriffen der jüdischen eschatologischen Hoffnung ausgedrückt werden, die das Heil erst von solcher Zukunft erwarte, die in einem Jenseits der Geschichte liege. Johannes habe darum die Begriffe des gnostischen Erlösungsmythos übernommen, weil er nur so das Heil als Gegenwart und das eschatologische Geschehen als in ihr anhebend verständlich machen konnte. Für ihn sei Erlösung, Gericht, Totenaufstehung gegenwärtiger Vorgang (jedoch nicht welthaft sichtbar). Auch bei Paulus werde das Kommen des irdischen Christus als Beginn des eschatologischen Geschehens bezeichnet, das sich dann weiter im verkündeten Wort vollziehe.

Die Ablehnung aller Hoffnung auf Endvollendung als eines nach aller Geschichte zu erwartenden Definitivum — das ist nun allerdings ein Eingriff, der nicht mehr als ein historisches Referat über das Urchristentum gelten kann. Die «Interpretation» geht hier hinaus über die Funktion des bloßen Historikers. Sie faßt vielmehr die systematische Frage an, aber gleichsam in der Form: was von jenem Existenzverständnis aus für die Gegenwart des heutigen skeptischen Bildungsmenschen noch als bedeutsam festgehalten werden könne. Früher stellte man etwa von der Ablehnung der Metaphysik aus die gleiche Frage. — Wenn auch die Ein-

leitung des Buches (S. 8) das «Werten» beim Geschichtsforscher abweist, so kommt Bultmann bei seiner besonderen Fragestellung um das Werten eben doch nicht herum, indem er jene Elemente des Urchristentums als bloß «mitgeschleppt» preisgibt. Was ihn dazu letzten Endes ermutigt, ist seine ganz sonderliche Auffassung, daß in das 4. Evangelium die auch dort auftauchenden Stücke des «Jüdisch-Eschatologischen» nachträglich durch einen sekundären kirchlichen Bearbeiter hineingekommen seien. Der so reduzierte Johannes scheint ihm dann der am meisten und vorbildlich Fortgeschrittene unter den urchristlichen Verkündigern. Aber jene Ausscheidung des Apokalyptisch-Eschatologischen aus dem Evangelium des Johannes wird weithin in der heutigen Forschung als ein Gewaltakt abgelehnt. Wir haben vielmehr das Urchristentum, auch das des johanneischen Gepräges, anzusehen als ein Glauben und Hoffen, in dem das Voraudasein des Reiches Gottes oder des vollendeten Lebens, sein schon jetzt Gegenwart werdendes Geschehen, untrennbar verbunden bleibt mit der Erwartung eines Definitivum jenseits der Geschichte, das allerdings uns Zeitgebundenen «begrifflich nicht vorstellbar» ist. Aber auch ein Buch wie die Apokalypse des Johannes erfordert das Durchstoßen durch die poetisch seltsame, barocke Form zu einer ebenso sorgsam Sinndeutung, die im Herausstellen der Glaubensgedanken besteht. Mit der Parusieerwartung steht und fällt das Urchristentum. Diese zeigt sich aber auch selbst den allerneuesten Erwartungen des Weltendes, die völlig mechanisch säkularisiert sind, dadurch überlegen, daß sie sogar in der Verzweiflung heutigen geschichtlichen Seins erst recht eine Hoffnung kennt, die nicht an die geschichtliche Existenz gebunden ist.

Gottlob Schrenk

La Suisse et l'organisation de l'Europe

Que l'Europe, si elle veut garder son rang dans le monde, doive remédier à l'anarchie dont elle souffre et mieux coordonner ses ressources et ses activités, voilà une vérité qui est aujourd'hui admise de quiconque observe et réfléchit. Et, d'autre part, il n'est pas moins certain que la Suisse appartient à l'Europe et qu'elle est solidaire de son destin. On a même pu dire, non sans raison, que la Suisse, héritière à la fois de l'humanisme classique et de la grande tradition chrétienne, rassemblant dans un vivant fédéralisme les trois principales cultures de l'Europe, est le plus européen des petits Etats, qu'elle est une Europe en miniature. Et pourtant, notre pays, jusqu'ici, a observé une grande réserve en face des efforts qui sont entrepris pour créer une Union européenne.

Cette attitude déconcerte une fraction de l'opinion suisse et elle est difficilement comprise à l'étranger, surtout dans les milieux qui se donnent pour tâche de propager l'idée d'un «fédéralisme européen».

Il faut avouer que, à première vue, il y a quelque-chose de paradoxal dans notre position. Les fédéralistes européens ont pris, comme tant d'autres, la Suisse comme modèle et la montrent du doigt en répétant: «Voilà l'exemple à suivre». Des livres ont été écrits par eux sous le titre «L'Europe helvétique». «La Suisse, disent-ils, est comme une image, une préfiguration de cette Europe nouvelle que nous voulons créer». Or, la Suisse refuse de se faire représenter à ce Conseil de l'Europe auquel elle a été invitée à participer, et c'est en Suisse même que les projets de fédéralisme européen rencontrent le plus de sceptiques. Chez nous, on suit avec intérêt les débats relatifs à l'unification de l'Europe, mais, à cet intérêt se mêle plus de doutes que d'espoirs, plus de réserve que de consentement.

Quelles sont les raisons de cette attitude? C'est pour répondre à cette question que M. William E. Rappard a écrit un petit livre, dont la lucidité égale la densité, sur *La Suisse et l'Organisation de l'Europe*¹⁾. Avec une clarté parfaite, l'éminent professeur genevois s'y attache à préciser les données essentielles du problème, en commençant par rappeler ce qui a été entrepris jusqu'ici pour construire la communauté européenne: la Commission économique pour l'Europe, créée à l'insti-

¹⁾ Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1950.

gation des Nations Unies, le Pacte de Bruxelles, qui porte les signatures de la France, de la Grande-Bretagne, de la Belgique, des Pays-Bas et du Luxembourg, l'Organisation européenne de Coopération économique (O.E.C.E.), le Pacte de l'Atlantique-Nord et le Conseil de l'Europe. Analysant la structure et les buts de ces organismes nouveaux, M. Rappard fait les constatations que voici :

Une seule de ces institutions, la Commission économique pour l'Europe, englobe les pays situés derrière le rideau de fer, et seule une autre, l'O.E.C.E., leur demeure ouverte. En second lieu, aucune d'entre elles n'entame la souveraineté nationale de ses membres, mais elles se bornent toutes à leur offrir le cadre d'une collaboration plus étroite. Quant à l'objectif visé par leurs fondateurs, il est triple. Le but de deux d'entre elles, la Commission économique pour l'Europe et l'O.E.C.E., est exclusivement économique. Celui d'une autre — l'alliance de l'Atlantique — est essentiellement stratégique. Celui d'une quatrième — le Conseil de l'Europe — particulièrement vague, est surtout culturel. Celui de l'alliance née du Traité de Bruxelles est tout à la fois stratégique, économique et culturel.

En face de ce branle-bas de projets et d'institutions nouvelles, la Suisse s'interroge pour savoir ce que lui commandent son intérêt national et son devoir humain. Ici, on ne peut faire autrement que citer textuellement M. Rappard :

« Il est un premier point, dit-il, sur lequel ni elle (la Suisse) ni ses voisins n'ont aucun doute. Autant, si ce n'est plus que quiconque, la Suisse participe au patrimoine commun de civilisation occidentale dont trois des cinq organisations envisagées sont destinées à assurer la défense. Mais ce patrimoine, fait de principes démocratiques, de liberté humaine et de traditions constitutionnelles, tout en unissant entre eux les États libres de l'Europe occidentale et en les liant à leurs descendants américains, est de nature à les opposer ensemble à l'est du Vieux-Monde. C'est pourquoi les deux seuls des cinq organismes auxquels la Suisse collabore, sont précisément les seuls aussi qui soient étrangers à la défense de ce patrimoine spirituel ».

Pour comprendre ce paradoxe apparent, il suffit d'évoquer le second facteur essentiel qui détermine l'attitude de la Suisse, et c'est-est-il besoin de le dire? — son statut de neutralité historique et constitutionnelle, auquel notre peuple est inébranlablement attaché pour les raisons sur lesquelles il est inutile d'insister. Or, notre neutralité armée, manifestement inconciliable avec une politique d'alliances, interdit à la Suisse de participer aux ententes défensives telles que celles créées par le Traité de Bruxelles et le Pacte de l'Atlantique.

« De plus, ajoute M. Rappard, la neutralité commande une certaine réserve à l'égard de tout groupement international dont le but et l'avenir sont incertains. Si la plupart ou la totalité des autres membres d'un tel groupement sont de plus unis, même en dehors de lui, par les liens d'une alliance militaire, ce groupement ne risque-t-il pas de ce fait d'apparaître comme une coalition hostile à une coalition adverse? »... Que la Suisse appartienne à la communauté européenne par la géographie et à la communauté atlantique par la culture politique, c'est l'évidence même. Mais il n'est pas moins évident que le souci de sa neutralité militaire la pousse à s'abstenir de tout engagement qui pourrait, en cas de conflit, l'obliger à prendre le parti d'une de ces communautés contre une moitié de l'autre.

Quant aux plans d'« intégration » économique de l'Europe, ils résistent difficilement, selon M. Rappard, à un examen réfléchi. Une unification douanière qui serait limitée aux pays de l'Europe occidentale, tous fortement industrialisés et, partant, surpeuplés par rapport à leurs ressources agricoles, offrirait plus d'inconvénients que d'avantages pour un pays comme la Suisse, qui pratique une politique beaucoup plus libérale que ses voisins. Du reste, il s'agit là d'une hypothèse manifestement irréalisable, car dans quel État de l'Europe occidentale se trouve-t-il aujourd'hui un gouvernement disposé à recommander et un parlement disposé à adopter la suppression de ses barrières douanières et leur transfert aux frontières extérieures de l'Europe occidentale? Plutôt que d'évoquer des chimères, mieux vaudrait vouer toute son attention et ses énergies à la réalisation d'une réforme à la fois possible et éminemment heureuse, à savoir le rétablissement graduel d'un régime de liberté tel que l'Europe le connaissait avant 1914. C'est dans cet esprit, c'est

parce que la Suisse estime qu'il convient plutôt de s'acheminer vers une plus grande libération des échanges qu'elle a accepté de collaborer à l'O.E.C.E. et de participer à l'Union européenne des paiements.

Enfin, considérant le problème dans son ensemble, M. Rappard arrive à des conclusions intéressantes, encore que peu encourageantes pour les promoteurs du fédéralisme européen. Il admet bien que, pour réaliser la sécurité de l'Europe comme du monde entier, la formule idéale serait celle de la fédération, selon le modèle helvétique. Mais il est clair qu'une fédération de ce genre étendue à toute l'Europe n'est, à l'heure actuelle, ni concevable ni souhaitable, car elle risquerait fort de n'être qu'une union soviétique élargie. Autrement séduisante, l'idée d'une fédération de l'Europe occidentale ne lui paraît guère viable, même si elle pouvait naître en dépit des répugnances britanniques, car, selon lui, l'Europe occidentale est trop dépendante du reste du monde, et notamment de l'Amérique, pour aspirer à une existence propre entre l'est et l'ouest. Les nations de l'Ouest européen ont un intérêt évident à se rapprocher les unes des autres au point de vue politique et à collaborer toujours plus étroitement en matière économique, mais il ne lui paraît ni possible ni souhaitable qu'elles se constituent en une fédération dans l'idée de tenir tête à la fois à l'est et à l'ouest. Et M. Rappard d'ajouter :

«La seule fédération internationale dont la constitution prochaine, sans être probable, ne me paraisse cependant pas tout-à-fait impossible, serait donc une fédération occidentale, groupant en un même faisceau les peuples libres des deux bords de l'Atlantique, déjà unis par de multiples liens économiques et militaires. Une telle création serait seule en mesure de faire face à l'unique péril vraiment menaçant, celui d'une agression soviétique». Et c'est aussi cette «fédération occidentale des peuples libres qui présenterait, aux yeux des Suisses, le moins de menaces et le plus d'attraits et de vertus pacificatrices».

Toutefois, dans l'état présent de l'Europe et du monde, la Suisse n'a pas de raisons de rompre avec la politique de réserve et de discrétion internationales qui, à travers les siècles, a assuré son salut, qui, dans le présent, n'est nullement contraire à l'intérêt général de notre vieux continent, et qui, d'ailleurs, ne l'empêche point d'accomplir ses devoirs de solidarité en adhérant à des organisations mondiales ou européennes poursuivant des buts humanitaires, économiques ou techniques.

* * *

On ne peut que souscrire à des conclusions aussi raisonnables et je n'ai nullement l'intention de contredire M. William Rappard. Je voudrais seulement ajouter deux réflexions. La première à titre tout-à-fait personnel :

Tout en convenant que, dans l'état présent de l'Europe et du monde, la Suisse ne saurait renoncer à son statut de neutralité, je pense que nous devons prendre garde à une illusion qui est assez répandue et selon laquelle on en est venu à penser que la neutralité suffit à tout. En devenant une mystique, la neutralité risque de développer une mentalité de paresse intellectuelle. Je redoute pour la Suisse trop de passivité. C'est sur le terrain des idées que je voudrais la voir faire preuve de davantage d'initiative, de dynamisme. Il sied de ne pas confondre neutralité et neutralisme. Notre pays commettrait une erreur en pratiquant une politique d'abstention totale, en s'isolant alors que le destin de l'Europe est en jeu. Plus que jamais, la Suisse doit prendre conscience de sa vocation historique, qui est de défendre et d'illustrer aux yeux de l'Europe le principe du fédéralisme, non seulement en le faisant connaître autour de nous, mais aussi, comme l'a fort bien dit Denis de Rougemont, en le «réalisant», en l'approfondissant jusque dans le détail de nos existences, en le *vivant* comme une réalité morale et même spirituelle.

Enfin, il doit être bien entendu que, dans ce monde où, plus que jamais hélas!, la force prime le droit, notre neutralité n'a de valeur effective que si elle est *armée*; et c'est pourquoi le renforcement de notre défense nationale est aujourd'hui la tâche la plus impérieuse et la plus urgente qu'il nous faut accomplir.

Georges Rigassi

Aus der Geschichte der Wirtschaft und der ökonomischen Lehrmeinungen

Ein interessantes wirtschaftspolitisches Thema behandelt die Arbeit von *Hans Conrad Peyer: Zur Getreidepolitik oberitalienischer Städte im 13. Jahrhundert*¹⁾.

Die Getreidepolitik stellt bekanntlich einen der klassischen Gegenstände der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wirtschaftsgeschichte dar. Die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt hatte in Europa Konsumzentren geschaffen, deren Brotversorgung infolge der noch wenig intensiven Ausnützung des Ackerbodens, sowie infolge der damaligen transporttechnisch und politisch bedingten Zufuhrhemmnisse ein dauerndes Problem schuf. So waren z. B. spezielle Maßnahmen nötig, um das Getreide aus den eigenen Herrschaftsgebieten dem städtischen Markte zuzuführen. Andererseits mußte die Beschaffung von Getreide aus anderen Gebieten gefördert werden durch die Geltendmachung des Stappelrechtes, zwischenstaatliche Vereinbarungen oder die Ausrichtung von Einfuhrprämien. Auch Nachfrage und Preis wurden im städtischen Getreidehandel geregelt, wobei namentlich der kommunalen Vorratspolitik eine große Bedeutung zukam. Die Getreidepolitik war für die Städte eine Existenzfrage. Schon in früherer Zeit haben sie dieses wirtschaftspolitische Instrument sehr bewußt gehandhabt, wobei man sich auch machtpolitischer Mittel bediente; umgekehrt ist die Getreidepolitik aber häufig auch ihrerseits machtpolitischen Zwecken nutzbar gemacht worden.

Während die Kenntnis der Getreidepolitik der italienischen Städte bis anhin zur Hauptsache auf Arbeiten über einige wenige besonders hervorragende Stadtstaaten beruhte, vermittelt die Arbeit von Peyer eine zusammenfassende Darstellung, in der auch zahlreiche mittlere und kleinere Städte Berücksichtigung finden. Insbesondere untersucht der Autor, inwiefern die Getreidepolitik im konkreten Falle mit der besonderen geographischen, wirtschaftlichen, sozialen, innen- und außenpolitischen Situation der Städte zusammenhing. Die Arbeit von Peyer stützt sich zum großen Teil auf bisher noch nicht ausgewertetes Urkundenmaterial zahlreicher oberitalienischer Archive und ist für den schweizerischen Leser in vergleichender Beziehung auch im Hinblick auf die Verhältnisse in unserem Lande von Interesse.

In der von Professor *Saitzew* mit großer Umsicht betreuten Sammlung *Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen* sind als letzte Bände je eine dogmenhistorische Arbeit von *W. Goldschmid* über *Geminiano Montanari* und *H. Raff* über *Constantin Pecqueur* erschienen. Beide Arbeiten haben einen wenig bekannten ökonomischen Autor zum Gegenstand; beide sind aber durchaus geeignet, interessante Aspekte in der Entwicklung der ökonomischen Lehrmeinungen zu beleuchten²⁾.

Besonders *Montanari* (1633—1687) ist eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Von Beruf Jurist, in der Wissenschaft aber namentlich als Mathematiker, Astronom und Physiker heute noch als einer der bedeutendsten Köpfe der Zeit unmittelbar nach Galilei, Bacon und Descartes berühmt, hatte sich Montanari als Berater der venezianischen Republik auch mit wirtschaftlichen Fragen zu befassen. Der klare theoretische Geist Montanaris hat dabei — mehr gelegenheitshalber — Gedanken entwickelt, die durchaus in der Richtung der heute allgemein anerkannten subjektivistischen Wert- und Preistheorie liegen. Die Einsicht, daß sich der Wert wirtschaftlicher Güter nach der subjektiven Nützlichkeit für den Verbraucher bestimmt, ist zwar immer vorhanden gewesen und z. B. auch bereits bei einzelnen spätscholastischen Schriftstellern vorzufinden. Die nationalökonomische Klassik hat dann aber die objektivistische Anschauung, wonach der Wert eines Gutes durch die für seine Erzeugung notwendigen Kosten (namentlich Arbeitskosten) bestimmt werde, ganz

¹⁾ Herausgegeben als Band XII der Veröffentlichungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung. Universum-Verlag, Wien 1950.

²⁾ *W. Goldschmid: Geminiano Montanari. Ein früher italienischer Wert- und Geldtheoretiker. Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen. Verlag Girsberger, Zürich 1949.* — *H. Raff: Constantin Pecqueur. Ein religiöser Sozialtheoretiker an der Schwelle des modernen Maschinenzeitalters. Zürcher Volkswirtschaftliche Forschungen. Verlag Girsberger, Zürich 1949.*

einseitig — und wenn man an die Weiterentwicklung bei Marx denkt, in verhängnisvoller Weise — in den Vordergrund gestellt, so daß die subjektivistische Lehre erst gegen Ende des 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts mit der sogenannten Grenznutzenschule zur allgemeinen Anerkennung gelangte. Gerade angesichts dieser heute nicht leicht verständlichen Entwicklung ist es von erheblichem Interesse, den Früh Anfängen der subjektivistischen Lehre nachzuspüren. Montanari erweist sich dabei als ein wichtiges Bindeglied zwischen deren ersten Vertretern in nachscholastischer Zeit (Bodin und Davanzati) einerseits und den Subjektivisten des 18. Jahrhunderts, wie Galiani, Graslin und Condillac, andererseits.

Ausgangspunkt der ökonomischen Betrachtungen Montanaris war allerdings noch nicht die abstrakte Frage nach dem Wesen von Wert und Preis. Den Anlaß seiner ökonomischen Arbeiten bildeten vielmehr praktische geld- und währungspolitische Probleme, die Montanari als Gutachter seiner Regierung zu behandeln hatte. Dabei zeigt sich Montanari auch als wichtiger Vorläufer der sogenannten Quantitätstheorie.

Noch weniger als Montanari kann *Pecqueur* (1801—1887) als Nationalökonom im eigentlichen Sinne des Wortes betrachtet werden. Raff nennt seinen Autor mit Recht einen religiösen Sozialtheoretiker. Pecqueur, dessen schriftstellerische Tätigkeit fast ausschließlich in die früheren Lebensjahre fiel, nämlich in die Zeit der Juli-Monarchie, hat seine Kritik an der kapitalistischen Wirtschaftsordnung aus dem Gedankengute der Saint-Simonisten und Fouriers heraus entwickelt. Freilich hat er gegenüber diesen beiden sich gegenseitig bekämpfenden Richtungen schon bald eine selbständige Haltung eingenommen. Die Einreihung des Autors zu den Frühsozialisten ist ziemlich allgemein üblich, aber nur bedingt richtig. Denn der in ihrer Ablehnung des Privateigentums an Grundbesitz und produzierten Produktionsmitteln extrem sozialistischen «*Théorie nouvelle*» von 1842, in der Pecqueur auch konkrete Fragen der Sozialisierung aufwirft, sind Schriften vorausgegangen, die das Heil mehr in einem sozialpolitisch orientierten Interventionismus ohne Ablehnung der privatwirtschaftlichen Ordnung erblicken. Das Besondere bei Pecqueur ist, daß er im Gegensatz zu den meisten seiner mehr oder weniger sozialistischen Zeitgenossen, von einer betont christlichen Ethik ausgeht, als deren zentrales Problem man die «generelle und obligatorische Organisation der Nächstenliebe» bezeichnen könnte. Dabei wird allerdings nicht recht klar, ob Pecqueur wirklich eine religiös verankerte Natur war oder ob er das Evangelium mehr aus dialektischen Gründen zur Fundierung seiner Lehren beigezogen hat. Der Einfluß Pecqueurs auf seine Zeitgenossen war äußerst gering; seine Leistungen sind eigentlich erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts gewürdigt worden. Die hin und wieder aufgeworfene Frage, ob und in welchem Ausmaß die Ideen Pecqueurs einen wichtigen Einfluß auf Marx ausübten, wird von Raff mit Recht mit größter Zurückhaltung behandelt.

In der Bücherreihe «Mensch und Gesellschaft» ist nun auch der zweite Band von Professor *A. Amonn* Werk über *Simonde de Sismondi* (1773—1842) als *Nationalökonom* erschienen³⁾. Während der im Septemberheft 1947 der Monatshefte besprochene erste Band den auf dem Boden Adam Smiths stehenden Sismondi namentlich denjenigen der «*Richesse commerciale*» (1803) zum Gegenstand hatte, ist der zweite Band sozusagen ausschließlich dem Sismondi der «*Nouveaux principes d'économie politique*» (1819) gewidmet. Auf diesen gegenüber der klassischen Nationalökonomie kritisch eingestellten Sismondi gründet sich ja auch die dogmenhistorische Stellung des großen Genfers. Diese Stellung ist deshalb eigenartig, da sowohl sozialistische wie interventionistisch-bürgerliche Autoren sich an den im zweiten Hauptwerk Sismondis entwickelten Gedankengängen inspirierten. Amonn geht in seinem Buche zwar allerdings den Ausstrahlungen Sismondis auf spätere Generationen nicht nach, sondern versucht mehr die Bedeutung seines Schriftstellers gegenüber den Zeitgenossen und Vorgängern abzugrenzen. Insbesondere legt Amonn Gewicht darauf, daß Sismondi mit seinen «*Nouveaux principes*» keinen Widerspruch, sondern mehr eine Ergänzung zu Adam Smith schaffen wollte, auf dessen Systematik und Terminologie der Genfer auch nach seiner «conversion» weiterbaute, wobei er freilich zu damals gänzlich neuen wirtschaftspolitischen Postulaten gelangte.

Bernhard Wehrli

³⁾ A. Amonn: *Simonde de Sismondi als Nationalökonom*. Zweiter Band. Sammlung «Mensch und Gesellschaft». Francke, Bern 1949.

Ein neues Buch über Maillol

Aristide Maillol ist einer der größten Meister innerhalb der französischen Bildhauerei. Wenn uns *Rodin* als ein Riese von weltumfassender Bedeutung erscheint, so dürfen unter seinen Nachfolgern drei Künstler genannt werden, die seine Vollkommenheit fast erreicht haben: *Bourdelle*, der leidenschaftliche Gewaltmensch, *Despiou*, der tiefgründige Ausdruckskünstler, *Maillol*, der klassisch geschulte Darsteller des Frauenkörpers. Über Letzteren ist bereits eine ausgiebige Literatur erschienen. Bahnbrechend war das Buch, das sein Weggefährte, der Maler *Maurice Denis*, über ihn geschrieben hat. Darin wird die Kunst Maillols treffend gedeutet. Denis sieht in ihr eine Abgewogenheit, die an die Plastik eines Phidias erinnert. Andererseits verkennt er die Merkmale nicht, welche die Werke Maillols mit den besten Figuren mittelalterlicher Plastik verbinden, indem hier wie dort eine absolute Schönheit der Form erzielt wird.

Das neue Buch stammt von einem in der Nachbarschaft Maillols aufgewachsenen Landsmann, der seinem Freund ein Denkmal setzen wollte¹⁾. Camo will uns keine kunstgeschichtliche Abhandlung bieten, sondern nur eine Reihe persönlicher Erinnerungen, wobei der Charakter des Gefeierten und dessen Wirken hervorgehoben werden. Er bietet etliches, was in den bisherigen Monographien nicht enthalten war. Wir lernen darin die warm ausstrahlende Natur des Künstlers kennen. Aristide Maillol war ein Kind des Südens. 1861 in Banyuls-sur-Mer geboren, trat er erst spät zur Bildhauerei über, nachdem er sich als Maler ausgebildet hatte und nebenbei die Teppichwirkerei pflegte. Gauguin, den er im Atelier Cabanels getroffen hatte, machte auf ihn durch sein selbstsicheres Auftreten und durch seine sarkastischen Meinungsäußerungen so gewaltigen Eindruck, daß er sich nicht an ihn heranwagte. Dafür aber wirkten seine Bilder und dekorativen Werke um so stärker auf Maillol, dessen frühe Plastiken etwas von der Primitivität Gauguin'scher Auffassung verspüren lassen. Bald fand Maillol seinen eigenen Weg. Im Standbild, das ihm ein unter Clémenceaus Vorsitz beratendes Comité zur Erinnerung an den Anführer der «Commune» Blanqui übertrug, stellte er eine nackte, gefesselte Frau dar. Diese von Kraft strotzende Figur windet sich trotzig in ihren Fesseln (die supponiert sind). In diesem kräftigen Frauentypus verwirklicht Maillol das weibliche Ideal, das ihm seither zu eigen geblieben ist. Die Plastik ist lebendig, ausdrucksvoll, ordnet sich aber einem Sinn für Ebenmaß unter. Dieser Geist der Synthese, bei dem die Zufallsmomente dem Wesentlichen geopfert werden, durchdringt das Schaffen des Künstlers.

Der Ruf Maillols hat sich rasch im Auslande verbreitet. In der Schweiz wurden ihm bedeutende Aufträge von Privaten zuteil, während die Museen seine Werke sammelten. Es ist daher ein Verdienst des Verlages Kaeser in Lausanne, einen sorgfältig gedruckten Band über den Künstler herausgegeben zu haben. Im Gegensatz zu den bisher erschienenen Monographien sind darin keine Plastiken abgebildet. Dieselben werden als bekannt vorausgesetzt. Dafür wird der Text von schönen unveröffentlichten Zeichnungen begleitet, die mit dem Sohne des Künstlers ausgewählt wurden. Dieselben stellen ausschließlich Frauenakte dar. Trotz des sich wiederholenden Themata wirken diese Zeichnungen durchaus nicht eintönig. Die Phantasie und der Schönheitssinn des Meisters läßt jedes Blatt in frischer Gestaltungskraft erstehen.

Maillol war im Verkehr ein Naturmensch. Er bildete sich nicht viel über sein Wissen ein. Aber er war literarisch geschult. Er kannte Lafontaine auswendig. Virgil, den er illustriert hat, lag ihm am Herzen, für den «Don Quichotte» hatte er eine Vorliebe. In seinem Verhalten zur zeitgenössischen Kunst empfand er für Rodin unbedingte Achtung, aber eine schrankenlose Verehrung wandte sich dem wesensverwandten Renoir zu.

Der Künstler verwendet selten lebende Modelle. Er schafft sein Frauenideal aus eigener Phantasie. Wenn er ein Modell zu Rate zieht, so ist es gewöhnlich bloß beim Skizzieren oder nach ausgeführter Arbeit zu Vergleichszwecken. Praktischer

¹⁾ Pierre Camo: «Maillol, mon ami». Edition du Grand-Chêne. Henri Kaeser. Lausanne 1950.

Sinn und geschickte Hände dienten der Verwirklichung seiner Gedanken. Seine Terrakottenstatuen, die unter den Kennern reißenden Absatz fanden, brannte er selbst. Für seine Teppichwirkereien suchte er Naturfarben unter den Pflanzen, welche in der gebirgigen Umgebung seines Wohnortes wachsen. Wie Camo erzählt, pflegte er bei der Bildung eines Aktes etappenmäßig vorzugehen. Er schuf zuerst den Torso, dann die Beine, hernach den Kopf und schließlich die Arme. Nachdem diese Körperteile in Gips gegossen waren, setzte er sie zusammen und bearbeitete sie eingehend mit dem Meißel. Auch den Bronze- oder Bleiguß überarbeitete er bis in alle Feinheiten hinein mit nie ermüdender Ausdauer. Dies war auch der Fall bei seinen Plastiken in Stein. Im allgemeinen zog er deshalb den leichter zu behandelnden Kalkstein dem harten, glatten Marmor vor. Für den Druck seiner Holzschnitte hat er, unter Zuziehung norwegischer Leinenabfälle, selbst ein geeignetes Papier angefertigt, das sich später unter der Künstlerschaft als «papier Montval» verbreitete. Er scheute keine Kleinarbeit, um in seinen Werken die Vollkommenheit zu erreichen. Bewundernswert ist, daß er bei diesem Eingehen in alle Feinheiten des Details die große Form nie außer Acht gelassen hat. Sein Schaffen ist in einem ausgesprochenen Sinn für Harmonie begründet.

Der 1944 infolge eines Automobilunfalles verstorbene Künstler arbeitete bis zuletzt, trotz seines hohen Alters, mit unermüdlicher Energie. Sein Wirken ging mehr in die Tiefe als in die Breite. Zahlenmäßig ist sein Oeuvre nicht sehr groß, dafür aber höchst gediegen. Maillol hat einen namhaften Einfluß auf die moderne Kunst ausgeübt.

Conrad v. Mandach

*Neue Worte zu künsteln, wo die Sprache schon so an
Ausdrücken für gegebene Begriffe keinen Mangel hat,
ist eine kindische Bemühung, sich unter der Menge, wenn
nicht durch neue und wahre Gedanken, doch durch einen
neuen Lappen auf dem alten Kleide auszuzeichnen.*

Emmanuel Kant